

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsgefangenenheimkehr. Von Gustav Nagel, Plankstadt bei Heidelberg

[urn:nbn:de:bsz:31-336700](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336700)

Kriegsgefangenenheimkehr.

Von Gustav Nagel, Plankstadt b. Heidelberg.



nach in unsere Baracken am Ufer der Seine drang am 11. November 1918 der Ruf: „La Guerre finie!“ Waffenstillstand! Es war ein Feiertag. Und was für einer! Betrunkene Matrosen und Soldaten aller Nationen lärmten am Ufer auf und ab; den Wachposten wurden Sträuße ans Gewehr gebunden. Eine tolle Ausgelassenheit hatte die Grande Nation ergriffen.

Und wir Kriegsgefangenen saßen oder lagen auf unseren Britschen und starrten ins Leere. Worte bedurfte es keiner mehr; die Tatsache von unseres Vaterlandes Zusammenbruch wirkte so niederschmetternd auf uns, daß keiner ein Wort des Trostes für den andern fand.

Noch einmal zogen im Geist die großen Tage des Riesenkampfes an uns vorüber: Der Ausmarsch 1914, die grenzenlose Begeisterung und



Die Tatsache von unserm Vaterlandes Zusammenbruch wirkte so niederschmetternd, daß keiner Worte des Trostes für den andern fand.

Oferbereitschaft unseres Volkes, die großen Märsche, die ersten Gefechte und Schlachten! Erhebende Erinnerung an siegreiche Tage. Dann das Eingraben in Dauerstellungen, unzählige Wachen bei Tag und Nacht auf den vereisten Vogesenkämmen. Wieder Frühling, Sommer, Herbst

und Winter. Angriffe und Gegenangriffe. Da, nach zweitägigem schwerem Kampfe auf einem vielumstrittenen Punkte der Front ereilte uns das Schicksal: Gefangenschaft!

Mit einem Schlage war unser Dienst ein anderer geworden; aber nicht weniger war es Dienst am Vaterland. Hieß es doch, Hohn und Spott einer rachsüchtigen Bevölkerung geduldig, wenn auch mit Ingrim, ertragen, dem gehässigen Gegner ins Auge sehen mit dem stolzen ungebengten Siegeswillen unseres Volkes und ihm schaden, wo sich Gelegenheit bietet. Und wenn sich die Siegesnachrichten häuften, wenn man nach uns schlug und spie, da war es uns eine tröstende Verheißung: „Deutschland siegt“. So wurde von uns Kriegsgefangenen alles getragen in der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges.

Und nun lag in Scherben, was uns zwei Jahre hindurch ausreicht erhalten hatte. Hohnlachend schrieb man uns die Waffenstillstands-

bedingungen ins Gesicht. Es waren furchtbare Tage um Mitte November 1918. Erst nach und nach tauchte die Frage auf: „Was wird aus uns?“ „Der Krieg ist aus,“ meinten viele, „da ist es ganz selbstverständlich, daß wir nach der Heimat geschickt werden.“ Aber, o weh! Die also hofften, mußten eine schwere Enttäuschung erleben. Erst recht sollten wir jetzt den Franzosen ausgeliefert werden. Ein wichtiger Appell! Der Kommandant läßt uns durch einen Dolmetscher ein Schriftstück verlesen, in dem uns die Annullierung der Kriegsgefangenenverträge verkündet wird. Die angefügte Mitteilung, daß wir von jetzt ab nach den Gesetzen der Menschlichkeit behandelt werden würden, wurde von uns mit ironischem Lachen beantwortet. Zur Belohnung für unsern Zweifel an der Großmut der Grande Nation ließ uns der gekränkte Kommandant eine Stunde stillstehen. Wir merkten nur zu bald, daß die Franzosen nicht daran dachten, uns herauszugeben. In den französischen Zeitungen, die uns ab und zu in die Hände fielen, war immer wieder zu lesen, daß wir erst freigegeben würden, wenn die Ruinen aufgebaut wären. Doch nahmen wir die Drohung nicht gar ernst, da wir ja die Aufmachung dieser Presse zur Genüge kannten. Indessen hatte uns Clemenceau — wohl zur Illustration der angekündigten Menschlichkeit — eine besondere Tortur zugebracht. Er steckte die aus Deutschland zurückgekehrten Kriegsgefangenen als Wachmannschaften in unsere Lager, damit sie die ihnen widerfahrenen Mißhandlungen an uns rächen sollten. Es war aber — zu unserem Glück — ein Schlag ins Wasser. Diese Leute, die mit wenig Ausnahmen nur Gutes über Deutschland aussagten, waren oft unsere besten Fürsprecher. Sonst änderte sich nichts in unserer Lage; der Winter und das Frühjahr gingen dahin unter Hoffen und Harren.

Im Mai 1919 wurde unser Lager aufgelöst und wir zu Aufräumungsarbeiten an die Front transportiert. Auf dem Wege dahin erreichte uns die Nachricht, daß Deutschland den Friedensvertrag unterzeichnet. Armes, unglückliches Vaterland! Jetzt greifen sie dir ans Lebensmark. Mit den Waffen konnten sie dich nicht bestiegen, jetzt erzielen sie deinen Untergang auf diese Weise. Der große Schmerz über dieses nationale Unglück ließ uns zunächst nicht an uns denken. Wir hörten wohl, daß England die Kriegsgefangenen heimbefördert; in Frankreich aber bereitete man uns auf längere Dauer unseres Gefangenenseins vor. Und so mußten wir noch einen Winter unter den im französischen Afrika gebräuchlichen Spitzzelten verbringen, einer Unterkunft, gegen die selbst die Unterstände an der Front noch angenehme Wohnräume waren. Mit Schauer denke ich an diese Zeit zurück.

Gegen Weihnachten ging das Gerücht durch die Gefangenen-Kompagnien, die Franzosen hätten mit der Heimbeförderung der Kranken begonnen. Bald darauf wurden auch die Schlesier, die Saar- und Rheinländer aus den Kompagnien herausgezogen. Wie es hieß, sollten sie ein besseres Essen und freiere Behandlung bekommen und früher nach der Heimat entlassen werden. Bei der Bevölkerung der abzutrennenden Gebiete mußte Frankreich Stimmung machen, um recht viele vive la France-Schreier heranzuziehen. Vergebliche Liebesmühen! Die Kriegsgefangenen sind als gute Deutsche heimgekehrt und sind es geblieben.

Nur bei einigen Polen hat solches Diebeswerben verfangen. Gegen Ende Januar 1920 sollte endlich die Heimbeförderung aller Kriegsgefangenen zur Tatsache werden. Und tatsächlich sahen wir die umliegenden Kompagnien nach und nach abrücken. Unsere Feldkompagnie 321 litt unter der üblen Nachrede, halb und halb Strafkompagnie zu sein — den Grund dafür kannte keiner von uns — deshalb sollten wir als eine der letzten Kompagnien an die Reihe kommen. So mußten wir uns noch einmal in Geduld fassen. Einen Monat später kam jedoch auch für uns der Tag des Abtransports.

„Montag mittag um drei Uhr erfolgt in B. die Verladung!“ lautete die ersehnte Parole. Auf dem eineinhalbstündigen Weg dorthin ging es still zu; nur eine verhaltene Freude leuchtete aus den Gesichtern. Doch manche wurden noch von Zweifeln gequält: „Wird es wahr werden?“ Schon von weitem wurde der Bahnhof mit den Blicken abgesehen, wo „Er“ steht. Lange war nichts zu sehen. Erst als die Vorderen um den Damm herum waren, sah man vergnügte Gesichter nach rückwärts schauen. „Aha, da unten steht er! Ein deutscher Zug, der uns in die Heimat bringen soll. Ist's wirklich wahr?“ Nach Erledigung der üblichen Formalitäten, Appell, Einteilen, erfolgte das Einsteigen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Ein unterdrückter Freudenschrei löste sich aus tausend Kehlen: „Er fährt tatsächlich!“ Und wie im Fluge ging es durch die Schlachtfelder Nordfrankreichs, von denen wir glaubten, niemals mehr loskommen zu können. Aber wieder schlich sich Wehmut in unsere Stimmung ein: Die vielen Gräber mit Kreuzen darauf. „Ach, dürftest Ihr doch auch mit uns heimkehren.“

Der Zug rasselte weiter; kurz war der Aufenthalt an den größeren Stationen. An Schlaf war — auch in der Nacht — kaum zu denken; die Abteile waren überfüllt, und die Erregung hielt die Gemüter wach. Als der Morgen anbrach, waren wir bereits an der deutschen Grenze. Die Bevölkerung von Frankreich und Belgien hat bis zuletzt die gewohnte Haltung bewahrt; noch bevor wir über die Grenze fuhren, ballte uns so ein schwarzer Belgier die Faust nach. Aber während wir früher in grimmiger Wut schweigen und dulden mußten, hatten wir heute für ein solches Gebahren nur ein mitleidiges Lächeln.

Plötzlich änderte sich das Bild. Nach der Fahrt durch einen Brückentunnel erblickten wir auf hohem Damm ein Haus mit der Inschrift: „Hotel zum Deutschen Haus“. Da hat man wohl auf uns gewartet; es winkt aus den Fenstern. Der Zollwächter grüßt militärisch. Und dort winkt es; es winkt überall. Die Sonne lacht über dem deutschen Land und vergoldet mit ihrem Schein den Raufreif des Wintermorgens. Da hält der Zug in Herbstal. Die französische Begleitmannschaft läßt uns mit Trinkbechern antreten. Gleichgültig schlendern wir den Zug entlang; vor einer Halle staut sich die Menge. Wir sind in Geduld geübt und warten, bis wir an die Reihe kommen. An der Schwelle stehen Rote Kreuzschwestern, drücken uns die Hand und heißen uns mit einer Herzlichkeit willkommen, die uns ergreift. Sie geleiten uns in die Halle an gedeckte Tische. Eine Tasse mit einem Brötchen und einem Päckchen Zigarren ohne Angabe des Sponsors zieren jeden Platz, und daneben

liegt eine Karte mit der schönen Aufschrift: „Willkommen, herzlich willkommen in der Heimat.“ Von Frauenhänden wird Kaffee eingeschentt. Uns wird eigentümlich zu Mute. Es ist so stille im Saal, trotzdem fast tausend Mann drin sind. Nur helle, fürsorgliche Laute von deutschen Frauen dringen an unser Ohr, und beseligende Erinnerung sprengt die Fesseln von unseren Herzen. Das deutsche Wesen, das uns hier überall zum Bewußtsein kommt, löst heilige Empfindungen aus. Wir Freunde im engeren Kreis, die wir, ach so oft, diesen Augenblick besprochen haben, wir schauen uns schweigend an. „Ja, ja, du hast auch feuchte Augen, schäme dich nur nicht“, so ermunterten wir uns gegenseitig mit den Augen. Und wir schluchzten. Eine Schwester bemerkt unsere Bewegung und fragt besorgt: „Fehlt Ihnen was? Wir haben einen Arzt hier, wenn Sie ihn nötig haben.“ „Seien Sie unbesorgt; wir fühlen uns körperlich ganz wohl; das sind Glückstränen“, beruhigte ich sie mit überschlagender Stimme. Da holt auch sie ihr Taschentuch hervor, um die nassen Augen zu decken.

Der Aufenthalt war kurz, und weiter ging's dem Rheine zu. Der Zug war jetzt bekränzt. Wer es getan hat, weiß ich nicht, Alldeutschland. Und wieder winkt es von allen Seiten; überall ruft man uns ein Willkommen zu. Ein weißhaariger alter Mann breitete weit die Arme aus, als wollte er uns



... daß es weithin schallte: „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein!“

alle an sein Herz drücken. Wir waren im besetzten Gebiet, und die Bewohner spürten auch die unbarmherzige Faust des Feindes.

In R. wurden wir einem deutschen Offizier übergeben. Endlich, endlich hatten wir unsere Feiniger los und standen wieder unter dem vertrauten deutschen Kommando. In rascher Fahrt ging es nun D. zu. Angesichts des Rheins holte unser Trompeter sein Instrument hervor und blies, daß es weithin schallte: „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein“. Am Bahnhof begrüßte uns eine Jägerkapelle mit dem alten Truglied: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Da standen wir nun, wir Heimgekehrten und probierten unsere Stimmen. Und siehe, es ging. Der traute Sang machte unsere Kehlen frei, und froh vereinten sich unsere Stimmen mit denen der Heimat. Dann wurde Kaffee gereicht; es wurden Reden gehalten; Geschenke verteilt, und weiter ging es ins Westfalenland. In der Nacht wurde in R. nochmals Halt gemacht. Es

war ein Uhr. Trotzdem waren Schulkinder hier, die uns mit Gedichtvorträgen begrüßten, und Gesangsvereine suchten uns mit ihren Liedern den Aufenthalt zu verschönern.

Morgens um drei Uhr kamen wir dann an unserem Bestimmungs-ort in M. an. Ein Hauptmann hieß uns in kerniger Ansprache willkommen, und mit Musik ging es ins Lager. Hier stand für jeden ein gutes Militärbett bereit. Ach, diese Wohltat! Wir konnten sie aber leider nur zwei Stunden genießen; dann ging es an die Abwicklungsstellen. Drei Tage waren für die Erledigung all der Formalitäten vorgesehen, was uns reichlich lang vorkam; denn wir wollten ja nach Hause. Als wir aber sahen, was da alles zu tun war und was da an geschickter Organisation geleistet wurde, da dachte doch mancher Kriegsgefangener:



Englischer Tank an der Straße Cambrai—Arras (Dezember 1917).

„Dazu bräuchten die Franzosen vierzehn Tage.“ Im übrigen wurde alles Erdenkliche getan, um uns den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen.

Vor der endgültigen Heimreise am Samstag morgen hieß es noch Abschiednehmen. Die Trennung von alten, lieben Freunden ist manchem recht schwer gefallen. Dort drüben hat manch inniges Freundschaftsband Nord und Süd verbunden. Aber bei der wiedererlangten Freiheit ist ja in der Heimat keine Entfernung unüberwindlich, und so ließ uns die Hoffnung auf ein Wiedersehen auch diese Trennung überwinden.

Bei schönstem Sonnenschein ging's nun den Rhein aufwärts. Da grüßen die alten Burgen von den Bergen herab, und der gewaltige Strom fließt so ruhig dahin. „O Vaterland, wie schön bist du.“ Auch hier wollte das Hüteschwenken und Begrüßen durch die Bevölkerung kein Ende nehmen, bis wir am Abend in den Bahnhof in F. einfuhren. Hier gab es eine kräftige Suppe, die Gesangsvereine erfreuten uns mit schönen Liedern. Um elf Uhr führte uns der Zug weiter der Heimat zu. Auf

der Strecke gab es einen kleinen Eisenbahnzwischenfall: Es hatten sich einige Wagen abgehängt. Doch der Zug hielt sofort, um den Schaden wieder gutzumachen. Aus dem Nachbarabteil hörten wir eine Rote Kreuzschwester rufen: „Wartet Rinner, wir hole Euch, Ihr derst a mit.“ Das klang wie ein Gruß aus der engeren Heimat. Wir mußten also dem Ziele nahe sein. Sollte es denn wirklich wahr sein, daß ich dort angelangt bin, wohin meine Gedanken mich in den vier Jahren so unzählige Male getragen haben? Es ist kein Zweifel mehr, meine Endstation wird ausgerufen; ich muß aussteigen. Weiterreisende Kameraden rufen mir noch Abschiedsgrüße nach.

Durch die lange Abwesenheit, vielleicht auch durch überwältigende Gefühle ist mir der Bahnhof zunächst ganz fremd; es ist ja auch nachts

ein Uhr. Der Beamte am Ausgang fragte mich freundlich nach meinem Reiseziel und sagte auf meine

Antwort gar aufmunternd: „Nun, in fünf Viertelstunden sind sie dort.“ Frohen Herzens wollte ich den Weg unter die Füße nehmen, als ich angerufen wurde von einem Kutscher, der mein Gespräch mit dem Beamten gehört hatte. Er lud mich ein, in seine Droschke einzusteigen, da er doch denselben Weg fahren müsse. „Kosch-de dut's nix.“ Ich

nahm dankend an. Das war wieder der gute deutsche Geist, der uns beim Betreten des deutschen Bodens unter seine schützenden Fittiche nahm und uns so treulich heimgeleitete. Es war uns zwar da und dort erzählt worden, daß es in der Heimat auch einen bösen Geist gibt, daß der Novembergeist 1918 noch umgeht und in unseliger Parteizerklüstung Haß und Unfrieden sät. Eine schmerzliche Botschaft für heimkehrende Kriegsgefangene. Wenn sein schwarzer Schatten sich uns nahen sollte, wir wollen ihm den fleghaften guten Geist entgegensehen.

Unterdessen fahre ich bei prächtigem Mondschein durch die heimischen Fluren. Schon sehe ich die Umrisse des Heimatdorfes, dort der Turm und etwas weiter links davon das Heim, wohin meine Sehnsucht seit Jahren mich täglich gezogen hat. Und dort, weiter gegen Süden, wo der Horizont in Nacht getaucht ist, liegt noch ein Dörfchen, wo man auf meine Heimkehr wartet; dort wohnt mein altes Mütterlein und andere liebe



Die Haustüre ist mit Girlanden bekränzt.

Angehörige. Grüßend winkten meine Augen in das ferne Dunkel; bald, bald komm ich auch zu euch. Wir biegen in die Dorfstraße ein. Noch einmal wollen mich schwere Gedanken bedrängen. Ich bin ja schon so lange ohne Nachricht; was könnte in dieser Zeit nicht alles geschehen sein! O Gott, laß mir jetzt eine traurige Ueberraschung erspart bleiben, laß mich jetzt endlich das Glück finden, das ich so lange entbehren mußte.

Da, die Haustüre ist mit Girlanden bekränzt. Sollte das mir gelten? Ich poche an das Fenster. Ach, mein Herz pocht mit. Ich höre traute Stimmen, der Riegel klirrt, und ein seliges Erkennen nimmt uns die Worte von den Lippen. — Wer könnte all die Gefühle beschreiben, die uns jetzt durchfluteten nach einer fast sechsjährigen Trennung, nach dem furchtbaren Erleben von Not und Tod. Ich darf nun wieder der lieben Stimmen lauschen; wir können uns mündlich sagen, was uns das Herz bewegt. Noch lange hält uns die Wiedersehensfreude wach; erst beim Morgengrauen legen wir uns zu kurzer Ruhe nieder. Und beseligt steige ich die Treppe hinauf und streichle die Wände; es ist ja noch alles so, wie ich es in Erinnerung habe. Aus allen Winkeln strömt es mir übermächtig entgegen; wie himmlische Musik tönt es durch meine Sinne, das mächtige Gefühl: „Ich bin frei, ich bin zu Hause!!!“

Mag nun daheim ein neuer Kampf beginnen; ich will ihn unverzagt kämpfen; denn wer des Feindes Brot gegessen, der weiß, was Heimat ist.

Pflicht!

Von R. Döring, Rohrwiese.

Der alte deutsche Geist Kehr' wieder bei uns ein, Dann wird der Weg der Pflicht Nicht mehr beschwerlich sein!	In deiner Arbeit selbst Erblide den Gewinn! — Daß du sie treu erfüllst, Das ist ihr wahrer Sinn!
Nicht daß du fragen sollst Bei jeder Tat um Lohn! — Uneigennützigkeit Ist höchste Pflicht, mein Sohn!	Zum Wohl' des Ganzen nur Bist du von Gott bestellt, Daß du dich nützlich zeigst Auf dieser Erdenwelt! —

Dann wird dir blühen schon,
 Zur rechten Art und Zeit,
 Auch noch ein eig'nes Glück —
 In der Zufriedenheit!